

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 61 (1957-1958)

Heft: 20

Artikel: Der Geburstag der Infantin [Fortsetzung folgt]

Autor: Wilde, Oscar

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-670874>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DER GEBURTSTAG

DER INFANTIN

Es war der Geburtstag der Infantin. Just zwölf Jahre alt war sie geworden, und die Sonne schien hell auf die Gärten des Palastes nieder. War sie auch eine wirkliche Prinzessin und Infantin von Spanien, so hatte sie alljährlich doch einen Geburtstag nur, ganz wie armer Leute Kinder. Deshalb war es denn auch für das ganze Land ein Ding von allerhöchster Wichtigkeit, dass ihr hiefür ein wirklich schöner Tag beschert werde. Und ein wirklich schöner Tag war es.

Die langen gestreiften Tulpen streckten sich kerzengerade auf ihren langen Stielen gleich dichten Reihen von Soldaten und blickten verächtlich über das Gras hinweg auf die Rosen hin und sprachen: «Jetzt sind wir genau so prächtig wie ihr.» Die purpurfarbenen Schmetterlinge schwirrten umher auf goldgestaubten Flügeln und statteten den Blumen, einer nach der andern, Besuche ab. Die kleinen Eidechsen krochen aus den Mauerritzen und lagen da, im weissen Sonnenglast sich badend; und die Granatäpfel brachen auf und barsten unter der Glut und wiesen ihre blutendroten Herzen. Selbst die blassen, gelben Zitronen, die in solcher Fülle vom morschenden Geländer herab und längs dunkler Bogengänge hingen, schienen im herrlichen Sonnenschein farbensatt, und die Magnolienbäume erschlossen ihre grossen erdballrunden Blüten aus zartgespaltenem Elfenbein und erfüllten die Luft mit heissen, schweren Düften.

Das Prinzesschen selbst ging mit seinen Gespielern die Terrasse auf und nieder und spielte Versteck hinter den runden Vasen aus Stein und den alten moosbewachsenen Statuen. An Alltagstagen war ihr nur gestattet, mit Kindern ihres eigenen Ranges zu spielen, und sie musste daher immer und immer alleine spielen. Ihr Geburtstag aber war ein ganz besonderer Tag, und der König hatte Befehl erteilt, dass sie alle jungen Freunde und Freundinnen, die ihr lieb, zu sich bitten dürfe,

um mit ihnen fröhlich zu sein. Es lag eine würdevolle Anmut über diesen feingliederigen spanischen Kindern, wie sie so umherhuschten, die Knaben mit ihren breitbefederten Hüten und kurzen flatternden Mäntel, die Mädchen mit langen Gewändern aus Brokat, deren Schleppe sie rafften, und riesigen Fächern aus Schwarz und Silber, mit denen sie die Augen vor der Sonne schützten. Doch die Anmutsreichste von allen war die Infantin, die geschmackvollst, in der etwas beschwerlichen Mode jener Zeit, Geschmückte. Ihre Tracht war aus grauem Atlas. Der Rock und die weitgebauschten Aermel waren mit schwerer Silberstickerei besetzt und das steife Mieder mit Reihen schöner Perlen. Zwei winzige Pantöffelchen mit grossen, rosafarbenen Rosetten guckten unter ihrem Kleide hervor, wenn sie schritt. Rosenfarbig und perlgrau war ihr mächtiger Gazefächer und im Haare, das wie ein Glorienschein verblichenen Goldes steif rund um ihr blasses Gesichtchen stand, trug sie eine schöne weisse Rose.

Aus einem Fenster des Palastes sah der tieftraurige, schwermütige König ihnen zu. Hinter ihm stand sein Bruder, Don Pedro von Aragonien, den er hasste, und sein Beichtvater, der Grossinquisitor von Spanien, sass neben ihm. Trauriger noch denn sonst war der König. Denn da er auf die Infantin niedersah, die sich bald mit kindlicher Ernsthaftigkeit vor den versammelten Höflingen verneigte, bald hinter ihrem Fächer über die grimmige Herzogin von Albuquerque lachte, von der sie stets begleitet ward, musste er der jungen Königin gedenken, ihrer Mutter, die — wie es ihm schien — vor erst gar nicht langem aus den frohen Landen Frankreichs gezogen gekommen und in der düstern Pracht des spanischen Hofes dahingewelkt war. Gerade sechs Monate nach der Geburt ihres Kindes war sie gestorben, noch ehe sie die Mandeln zum zweiten Male in den Gärten blühen sah oder des zweiten Jahres Frucht von dem alten, verkrüppelten Feigenbaum gepflückt hatte, der inmitten des nunmehr grasüberwachsenen Hofes stand. Als gross war seine Liebe zu ihr gewesen, dass er nicht litt, dass selbst das Grab sie ihm verberge. Sie war von einem maurischen Arzt einbalsamiert worden, dem man zum Lohn für diesen Dienst das Leben schenkte, das, wie die Leute sagten, wegen Ketzerei und Verdachtes schwerer Zauberkünste bereits dem heiligen Amte verfallen gewesen. Und noch ruhte ihr Leichnam auf der stickereibedeckten Bahre, in der schwarz marmorenen Kapelle, just so, wie ihn die

Mönche hineingetragen hatten, an jenem windigen Märztage vor schier zwölf Jahren. Einmal des Monats besuchte sie der König, in einen schwarzen Mantel gehüllt, eine verdunkelte Laterne in der Hand, kniete an ihrer Seite nieder und schluchzte: «Mi reina! Mi reina!» Und bisweilen durchbrach er den Zwang der strengen Form, die in Spanien jede einzelne Lebenshandlung beherrscht und selbst dem Grame eines Königs Schranken setzt. Dann umklammerte er in wilder Schmerzraserei die blassen, juwelenbedeckten Hände und versuchte durch seine irren Küsse das kalte, bemalte Gesicht zum Leben zu erwecken.

Heute war ihm, als sähe er sie wieder, wie er sie zum erstenmal im Schloss zu Fontainebleau gesehen, damals als er selbst erst fünfzehn Jahre alt und sie noch jünger war. Sie waren bei jener Gelegenheit durch den päpstlichen Nuntius in Gegenwart des französischen Königs und des ganzen Hofstaates einander feierlich angelobt worden, und er war in den Eskorial zurückgekehrt mit einer kleinen Locke gelben Haares und der Erinnerung an zwei kindliche Lippen, die sich niederbeugten, seine Hand zu küssen, als er in den Wagen stieg.

Späterhin war dann die Hochzeit erfolgt, die man hastig in Burgos, einer kleinen, zwischen den Ländern gelegenen Grenzstadt, vollzogen, und der grosse, öffentliche feierliche Einzug in Madrid, mit der üblichen Abhaltung der Hofmesse in der Kirche La Atocha.

Wahrlich, er hatte sie wild geliebt und, wie viele dachten, zum Verderben seines Landes, das damals mit England um den Besitz der Herrschaft über die neue Welt im Kriege lag. Kaum je hatte er ihr gestattet, sich von seinem Angesicht zu entfernen. Ob ihres Liebreizes hatte er aller ernsten Staatsgeschäfte vergessen, scheinbar vergessen wenigstens. Und mit jener furchtbaren Blindheit, mit welcher die Leidenschaft ihre Knechte schlägt, war es ihm entgangen, dass die auserlesenen Zeremonien, durch die er sie erheitern wollte, nur das seltsame Leid, an dem sie litt, vertieften. Da sie starb, glich er eine Zeitlang einem Geisteswirren. Auch unterliegt es keinem Zweifel, dass er öffentlich abgedankt und sich in das grosse Trappistenkloster Granadas, dessen Prior er dem Namen nach bereits war, zurückgezogen hätte, wäre nicht die Furcht gewesen, die ihm verbot, die kleine Infantin der Willkür seines Bruders zu überlassen, dessen Grausamkeit sogar in Spanien berüchtigt war, und den viele verdächtigten, den Tod der Königin mittels eines Paares vergifteter Handschuhe be-

wirkt zu haben, das er ihr überreichte, als sie zu Gast auf seinem Schloss in Aragonien weilte. Selbst nach Ablauf der drei Jahre öffentlicher Trauer, die er laut königlichen Erlasses dem ganzen Lande vorgeschrieben hatte, duldet er nie, dass seine Minister ihm von einem neuen Bunde sprachen. Und als der Kaiser selbst zu ihm sandte und ihm die Hand der lieblichen Erzherzogin von Böhmen, seiner Nichte, zum Ehebündnis anbot, hiess er die Gesandten ihrem Herrn melden: «Der König von Spanien sei bereits dem Leide angetraut. Und sei dieses auch nur eine unfruchtbare Braut, so liebe er es doch mehr als alle Schönheit.»

— Eine Antwort, die seiner Krone die reichsten Provinzen der Niederlande kostete, die kurz darauf auf Anstiften des Kaisers sich unter der Führerschaft einiger Fanatiker der reformierten Kirche wider ihn empörten.

Sein ganzes Eheleben, mit all seiner wilden helllohenden Wonne und der furchtbaren Qual seines jähnen Endes, schien ihm an jenem Tag wiedergekehrt, da er dem Spiele der Infantin auf der Terrasse zusah. Ihr Wesen trug den reizvollen Uebermut zur Schau, der auch der Königin zu eigen gewesen. Das war die gleiche eigenwillige Art, den Kopf zu werfen, der gleiche stolz geschwungene wunderbare Mund, das gleiche hinreissende Lächeln — wahrlich ein *vrai sourire de France* —, wie sie so hin und wieder auf zum Fenster blickte oder ihre kleine Hand den spanischen Granden zum Kusse hinhielt. Aber das helle Lachen tat seinen Ohren wehe. Und das helle, schonungslose Sonnenlicht spottete seines Grames. Und ein dumpfer Geruch seltsamer Gewürze, wie man sie zum Hintanhalten der Verwesung nutzt, schien ihm — oder war es nur Wahn? — die reine Morgenluft zu trüben. Er barg das Antlitz in den Händen, und als die Infantin wieder nach oben sah, waren die Fenster verhängt, und der König hatte sich zurückgezogen.

Sie zog eine kleine *moue* der Enttäuschung und zuckte die Achseln: Er hätte an ihrem Geburtstage doch wahrlich bleiben können. Was lag auch an den dummen Staatsgeschäften? Oder war er am Ende in die düstere Kapelle gegangen, worin Tag und Nacht die Kerzen brannten, und die sie selber nie betreten durfte? Wie töricht von ihm! Wo doch die Sonne so strahlend schien und jedermann so glücklich war! Ueberdies würde er nun das Schein-Stiergefecht versäumen, zu dem schon die Trompete lud, von dem Puppenspiele und den andern Herrlichkeiten gar nicht zu reden. Ihr

Onkel und der Grossinquisitor waren darin vernünftiger. Die waren auf die Terrasse herausgekommen und hatten ihr niedliche Schmeicheleien gesagt. Sie warf das holde Köpfchen in den Nacken, ergriff Don Pedro bei der Hand und schritt bedächtig die Stufen nieder einem langgezogenen Pavillon aus Purpurseide zu, den man am Ende des Gartens errichtet hatte. Die andern Kinder folgten in strengster Rangordnung. Die die längsten Namen hatten, hatten auch den Vorrang.

Eine Reihe edler Knaben, phantastisch zu Toreadoren herausgeputzt, kam ihr entgegen, sie zu begrüßen. Und der junge Graf von Tierra-Nueva, ein wunderschöner Knabe von ungefähr vierzehn Jahren, der das Haupt mit der vollen Anmut eines geborenen Hidalgos und Granden Spaniens entblößte, führte sie feierlich hinan zu einem kleinen vergoldeten Stuhle aus Elfenbein, der auf einer Erhöhung über der Arena stand. Die Kinder scharften sich im Kreise. Die grossen Fächer in ihren kleinen Händen flatterten auf und nieder. Sie flüsterten. Don Pedro aber und der Grossinquisitor standen lachend am Eingang. Selbst die Herzogin — die Camarera mayor nannte man sie —, eine dünne Dame mit harten Zügen und einer gelben Halskrause, sah nicht so übellaunig wie gewöhnlich aus, und etwas gleich einem frostigen Lächeln huschte über ihr runzeliges Gesicht und zuckte um ihre dünnen blutleeren Lippen.

Es war auch wahrhaftig ein ganz wunderbares Stiergefecht, viel schöner, fand die Infantin, als das ernsthafte Stiergefecht, zu dem man sie einmal in Sevilla gelegentlich eines Besuches geführt, den der Herzog von Parma ihrem Vater abgestattet hatte. Einige der Knaben sprengten auf reich behängten Steckenpferden umher und schleuderten lange Wurfspiesse, daran lustige Streifen heller Bänder flatterten. Andere waren zu Fuss und schwangen ihre scharlachenen Mäntel dem Stier entgegen und setzten behende über die Schranken, wenn er auf sie losging. Auch der Stier gebärdete sich ganz wie ein ernsthafter Stier, obgleich er nur aus Weidengeflecht und gespannter Haut bestand, und bisweilen hartnäckig auf seinen Hinterbeinen die Runde um die Arena machte, was sich ein lebender Stier auch nicht im Traume einfallen lässt. Er lieferte ein prächtiges Gefecht und die Kinder wurden so aufgeregt, dass sie auf die Bänke sprangen, mit Spitzentaschentüchern winkten und «Bravo, Toro! Bravo, Toro!» riefen, just so verständnisvoll, als wären sie erwachsene Leute. Schliesslich aber, nach einem langen Kampfe,

währenddessen einige der Steckenpferde durch und durch durchbohrt und ihre Reiter abgeschleudert wurden, zwang der junge Graf von Tierra-Nueva den Stier nieder auf die Knie und tauchte — nachdem er von der Infantin Erlaubnis erhalten hatte, ihm den *coup de grâce* zu geben — sein Holzs Schwert so heftig in den Hals des Tieres, dass er den Kopf vom Rumpfe trennte und das lachende Gesicht des kleinen Monsieur de Lorraine sichtbar wurde, dessen Vater Frankreichs Gesandter in Madrid war.

Dann wurde die Arena unter grossem Beifalls lärm geräumt, und die toten Steckenpferde von zwei maurischen Pagen in gelben und schwarzen Livreen weggeschleppt. Und nach einer kurzen Pause, über deren Dauer ein französischer Seiltänzer auf dem straffen Seil weghalf, traten italienische Drahtpuppen auf in der semi-klassischen Tragödie «Sophonisbe», auf der Bühne eines kleinen Theaters, das man zu diesem Zwecke aufgeschlagen hatte. Sie spielten so gut und ihre Gebärden waren so überaus natürlich, dass am Schluss der Vorstellung die Augen der Infantin feucht von Tränen waren. Einige der Kinder weinten heftig und mussten mit Süßigkeiten getröstet werden. Ja, der Grossinquisitor selbst fühlte sich so ergriffen, dass er Don Pedro gegenüber die Bemerkung nicht unterdrücken konnte, es schiene ihm höchst unstatthaft, dass solche Geschöpfchen aus Draht und farbigem Wachse, die man doch rein mechanisch an Drähten zog, so unglücklich sein und von so fürchterlichem Missgeschick betroffen werden dürften.

Ein afrikanischer Gaukler folgte. Er trug einen grossen, flachen Korb herein, der mit einem roten Tuche überdeckt war, stellte ihn inmitten der Arena nieder und zog aus seinem Turban eine seltsame Flöte aus Rohr, auf der er blies. Da begann sich das Tuch nach wenigen Augenblicken zu regen. Und als die Flöte schriller und schriller rief, streckten zwei grüngülden schimmernde Schlangen die wunderlich flachgedrückten Köpfe hervor, richteten sich langsam auf und wiegten sich hin und wieder nach den Klängen der Musik, wie sich Pflanzen auf den Wassern wiegen. Den Kindern aber verursachten die fleckigen Hauben und schnellzüngelnden Zungen nichts als Angst. Und sie waren es ganz wohl zufrieden, als der Gaukler jene entfernte und dann einen winzigen

Zu nebenstehendem Bild:
Die kleine Infantin von Velázquez



Orangenbaum aus dem Sande hervorwachsen liess, der hübsche weisse Blüten trug und daneben Büschel wirklicher Früchte. Und als er den Fächer der kleinen Tochter des Marquis de Las Torres nahm und ihn in ein Blau-Vögelchen verwandelte, das den Pavillon zwitschernd umkreiste, kannten ihre Wonne und ihr Erstaunen keine Grenzen mehr.

Auch das feierliche Menuett, das Tänzerknaben der Kirche von Nuestra Señor-del-Filar tanzten, war entzückend. Die Infantin hatte nie vorher diese wunderbare Zeremonie gesehen, die alljährlich einmal zur Maienzeit vor dem Hochaltar der Jungfrau und ihr zu Ehren stattfindet. Hatte doch überhaupt kein Mitglied der königlichen Familie Spaniens je die grosse Kathedrale zu Saragossa betreten, seit dereinst ein wahnsinniger Priester, von dem viele sagten, er habe im Solde Elisabeths von England gestanden, versucht, dem Prinzen von Aragonien eine vergiftete Hostie zu reichen. Nur vom Hörensagen kannte sie den Tanz unserer Lieben Frau, wie man ihn nannte. Der aber bot ein gar herrlich Bild. Die Knaben trugen altmodische Hofkleider aus weissem Sammet, und ihre merkwürdigen dreispitzigen Hüte waren silbergefranst und von riesigen Straussenfederwedeln überschattet. Wie sie sich so im Sonnenlichte hin und her bewegten, trat die blendende Weisse ihrer Gewandung durch den Widersatz zu ihren goldgebräunten Gesichtern und ihren langen schwarzen Haaren nur noch mehr hervor. Da war auch nicht einer, den nicht der würdevolle Ernst, mit dem sie durch die verschlungenen Figuren des Tanzes glitten, und die auserlesene Anmut ihrer langsam Gebärden und stolzen Verbeugungen bezaubert hätte. Und als sie die Vorstellung beendet und ihre grossen Federhüte tief vor der Infantin gesenkt hatten, nahm diese die Huldigung mit viel Höflichkeit entgegen und tat ein Gelübde, dass sie unserer Lieben Frau vom Pfeiler zum Dank für das Vergnügen, so sie ihr gewährt, eine mächtige Wachskeuze stiften wolle.

(Fortsetzung folgt)

Arnold Burgauer

D I E S C H W E I Z O H N E R O S A B R I L L E

Wer in Spanien reist, begegnet auf Schritt und Tritt Menschen, die sich ihm mit der Unbedingtheit von grossen Kindern anschliessen. Sie begleiten den Fremdling ein Wegstück zum Bahnhof, zur Gaststätte oder in Griechenland beschwört euch eine zahnlose Alte mit feierlicher Gebärde, doch ja die Freundschaft ihrer bescheidenen Hütte nicht zu verschmähen und sie durch ein Nein unglücklich zu machen. Der Spanier fragt nicht, ob er bei diesem brüderlichen Gang einen halben Arbeitstag verliere, denn das ist durchaus gleichgültig in einem Land, in dem nach dem Sprichwort vierzig Millionen kleine Könige wohnen. Oder man wünscht im Hotel — da die Nächte in Madrid nun einmal im Februar noch empfindlich kalt sind — eine Wolldecke und die gewaschenen Hemden; keines von beiden trifft ein, und schliesslich antwortet der Concierge — zur Rede gestellt —: «Sie sind in Spanien, mein Freund, und darum auch dürfen Sie an unser Personal weder mitteleuropäische, noch gar amerikanische Massstäbe von Pünktlichkeit anlegen; unser Zimmermädchen würde jede Freude an seinem Beruf verlieren, wenn es sich nicht einen halben Tag lang überlegen dürfte, woher die Wolldecke nehmen ...» Schliesslich klopft es an die Zimmertüre, und die blütenweiss gewaschenen Hemden werden in einem Bastkorb wie in einer Opferschale überreicht: meine Geduld belohnt mich mit vielem.

Weshalb wir das spanische Beispiel als erstes für andere Mittelmeervölker wie Franzosen, Korsen, Italiener, Sarden und auch für die Griechen anführen? Einmal darum, weil es in mancher Hinsicht das reine Gegenteil unserer deutsch-schweizerischen (und auch der deutschen Mentalität) darstellt und man jedes Wesen erst ganz in Satz und Gegensatz erkennt. Es ist darum kein Zufall, dass es Spanier gewesen sind, welche den tragischen Konflikt, der sich in der so verschiedenen

A N E K D O T E

In einem kleinen Ort Norddeutschlands steht am Eingang einer Strasse ein Schild: «Achtung, Schule! Ueberfahrt nicht die Kinder!» Eines Tages war der Text mit Rotstift vervollständigt: «War tet, bis ein Lehrer kommt!»